

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Montag, den 20. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Eine große, wohlbeleibte Frauensperson schob sich hastig durch die Tür. Die Haube war verschoben, die grauen Haare lagen unordentlich über der Stirn.

„Die Heiligen haben ihr beigestanden, Berend! Nun ist alles gut! Kommt eilends herüber, denn Frau Gödel wiegt selig ihr gesundes Töchterlein im Arm!“

Berend packte sie am Kock. Sein Atem flog.

„Ein Töchterlein, sagt Ihr?“

Die Dide nickte strahlend.

„Freilich, ein feines, strammes Fräulein ist's! Macht nicht solch verdorren Gesicht, Herr Berend. Als ob die Gödel nicht blutjung ist und noch zehn Buben Euch schenken kann.“

Damit war sie auch schon wieder fort und die Stiege herab.

Berend Malkan sah sich nicht um nach Klaus Hahn, sondern ging langsam, gesenkten Hauptes hinterdrein.

Als die Abendsonne gelbroten Schein über die winterliche Erde schickte und auch die Dächer und Türme von Wolde auf kurze Zeit vergoldete, trabte Herr Berends Stiefbruder Otto langsam den breiten Weg zur Burg hinan. Er kam von Kummerow, wo er im Auftrage des Bruders zu tun gehabt hatte. Von ihrem Weidengestrüpp fuhren die Krähen mit heiserem Geschrei empor, als er näher kam.

Herr Otto sah weder nach rechts noch links, so sehr war er in Gedanken versunken. Im Burghof warf er einem der Knechte seine Zügel zu und stieg schnellen Schrittes die steinerne Wendeltreppe zur Halle empor. Hastig stieß er die Tür auf und trat klirrend über die Schwelle.

„Ist Frau Gödel hier? Ich muß flugs Frau Gödel sprechen,“ herrschte er die Mägde an, die just den Abendimbiss von der langen Tafel räumten, denn es war spät geworden.

Da Klang vom Kamin her aus dem tiefen Lehnstuhl ein behaglicher Bass.

„Ei, junger Fant, kommt Ihr wieder einmal zu spät zur Abendmahlzeit? Frau Gödel könnt Ihr nimmer sprechen jetzt. Die ist vor wenigen Stunden eines gesunden Töchterleins genesen.“

Otto Malkan warf seine Kappe auf den Tisch und trat zu dem andern an den Kamin.

„Hab Euch nimmer hier erkannt im Dämmer, Klaus Hahn. Auch blenden die Herdflammen und der Kienspan, wenn man von draußen hereinkommt.“

Er setzte sich Klaus Hahn gegenüber an das Feuer und strich sich durch das dunkle Haar.

„Also ein Maidlein ist's geworden! Hm, hm! Und mein Bruder hat sich so sehr einen Sohn gewünscht, die weil er kühne und hochfliegende Pläne hegt für des Geschlechtes Zukunft.“

In dem Augenblick kam Brigitte Alvensleben herein, eine dampfende Schüssel in den Händen. Die stellte sie mit kräftigem Stoß vor Otto Malkan auf den Eichentisch und stemmte dann beide Arme in die runden Seiten.

„Also ich will dies unsinnige Geschwätz über das arme Maidlein nimmer hören, Herr Otto. Statt sich zu freuen, daß meine arme Gödel ein gesundes Kind geboren hat, fängt ein jeder an zu jammern. Sollt Euch schämen, alleamt! Wo soll man denn die Maidlein hernehmen, wenn's allweil nur Buben regnet vom Himmel, he? Würdet euch schön umgucken, ihr jungen Leut im Land, wenn's keine Dirnlein mehr gäb! Kreuzdonnerwetter noch mal, wo wollt denn ihr dummen Mannsleut noch herkommen, wenn der Herrgott nimmer für Mütter sorgte? Groß Reden und Klugtun könnt ihr allweil, aber ein einziges Kind zur Welt bringen, das habt ihr noch nimmer fertig gebracht. Also ich will kein unguetes Wort mehr hören über Frau Gödels Töchterlein. So, und nun eßt Eure Abendsuppe, Herr Otto. Wann Ihr wieder so spät heimkommt, kriegt Ihr sie aber kalt.“

Die beiden Männer lachten, und Otto griff nach dem hölzernen Löffel.

Es war Brigitte Alvenslebens Wettern nicht so ernst zu nehmen. Sie kannten das schon an ihr. Sie war eine Schwester von Frau Gödels Vater, dem alten Rudolf Alvensleben, der in demselben Jahr zu Hundsburg gestorben war. Da auch Frau Gödels Mutter nicht mehr lebte, so hatte sie die junge Nichte allzeit betreut und war auch zu ihrer Wochenpflege von Brandenburg nach Wolde gekommen. Da sie in ihrer Jugend in einem bayrischen Kloster erzogen worden, so fanden sich in ihrer Sprechweise oft bayrische Bröcklein, die den Mecklenburgern fremd erscheinen mußten. Sie war aber überall wegen ihres derben, gesunden Menschenverstandes gern gesehen, und in Schloß Wolde hieß sie zur „die siedere Brigitt“.

Sie setzte sich schwer atmend zurück, die Hände über dem runden Leib gefaltet, den eine schneeweiße, gestärkte Krausenschürze umschloß.

„Ah, das tut gut, auch einmal ein wenig verschmausen! 's ist doch halt immer viel Gelauf um so ein kleines Menschenkindlein, wenn's eintrifft. Jetzt schlafen Mutter und Kind süß und fest, und Herr Berend sitzt neben dem Bett und wagt nimmer, sich zu rühren. Aber was wolltet Ihr von Frau Gödel, Herr Otto? Ihr habt so laut nach ihr gerufen vorhin, daß ich's bis in die Kamrate hörte.“

Otto Malkan hatte seinen Napf leer gelöffelt und schob ihn von sich.

„Bitten wollte ich sie, daß sie nach einer Kranken sieh, so beim alten Bastian in Kummerow am Wundstieber liegt. Sie versteht sich auf Heilkräuter und hat eine weiche Hand. Auch um ein wenig Würzwein wollt ich bitten für die Kranke.“

Brigitte Alvensleben drehte die fetten Daumen umeinander.

„Seid wann seid Ihr so mildtätig geworden, Herr Otto? Und wer ist die Kranke, die Gödel betreuen soll?“

Der Gefragte zuckte die Achseln

„Weiß nimmer, wie sie heißt. Bei jenem Überfall am Kummerower See auf des Herzogs Magnus' Hochzeitszug ist sie verwundet worden. Seither liegt sie in Obhut und Pflege vom Vogt und seinem Weibe. Doch geht es nur gar langsam vorwärts mit der Heilung, will mir scheinen. Sie hat bessere Pflege nötig.“

Im Herzen der „sidelen Brigitt“ erwachte das Mitleid. Sie wiegte den grauen Kopf mit der großen, weißen Haube bedächtig hin und her.

„Sobald ich hier ein wenig fort kann, werd ich nach ihr schauen. Aber da seht, ihr trügigen Matiane, was euer Tun wieder angerichtet hat. Muß der Satan dazwischen spuden und ein arm Frauensbild verwunden. Aber ich muß nun zur Gödel gehen und Herrn Berend ablösen. Der wird schon Sehnsucht haben nach euch Mannsleuten und nach seinem Humpen. Als ob wir armen Frauensmenschen nicht auch oft einen satrischen Durst in der Kehle hätten. Nichts für ungut, Ritter Hahn. Aber ich mein, ich könnt die Stärkun brauchen zur Nacht.“

Und sie setzte Klaus Hahns vollen Humpen an die Rippen und trank ihn in einem Zuge leer. Ehe der sich noch von seinem Erstaunen erholt, war sie schon aus der Tür gestampft.

Heilwig hatte seit etlichen Tagen ihr Lager verlassen können und schlich nun im Nebengemach der Vogtsleute matt von Stuhl zu Stuhl. Sie wollte so gerne der Vogtin helfen und sich ein wenig nützlich machen, aber die Kräfte waren noch zu schwach von dem langen Krankenlager.

Es war an einem hellen Wintermorgen. Der Schnee lag hoch und warf ein mildes, weißes Licht durch die schmalen Gitterfenster in die Vogtsstube, die sonst so düster und trübe anzuschauen war. Es war, als sei irgendwo ein Licht entzündet worden, und war doch erst Vormittag, und die bleiche Wintersonne stand hinter einem Nebelschleier am blassen Himmel. Es mußte wohl der Schnee sein, der solch wunderbares, starkes Glänzen schuf.

Heilwig saß auf einem Schemel am Herd und hatte einen Napf auf den Knien. Sie schabte Rüben zum Mittagsimbiß. Ganz leise knisterte das Feuer im Herd, und der alte, schwarze Kater der Vogtsleute schnurrte zu ihren Füßen.

Die traumtiefe Stille ringsum umspann Heilwigs Seele mit leisem Zauber. Sie ließ die fleisigen Hände im Schoß ruhen und lehnte den blonden Kopf zurück an die Wand. Die schweren Flechten hingen ihr rechts und links über die Schultern herab auf das dunkle Gewand, das ihr die gute Vogtin geborgt, da Heilwigs Kleid so von Blut und Erde verdorben gewesen.

Der lichte Widerschein der glänzenden Schneedecke da draußen weckte süße Erinnerungen in Heilwigs Seele an ihre Kinderzeit daheim im hohen Norden. Wo die Brüder das heilige Weihnachtsfest mit fröhlichem Jubel feierten und sie alle sich gegenseitig beschenkten. Wo der Ahne die Wintersonnenwende beging in stiller Andacht, wie seine Vorfahren es schon getan, als sie noch in heidnischem Unverstand dem Lichtgott Baldr ihr Opfer brachten, statt dem Jesuskindlein in der Krippe zu Bethlehem. Aber immer war Weihnachten ein Fest der Liebe und der Freude gewesen, wo jeder bestrebt war, es dem andern so licht und sonnig wie nur möglich zu gestalten.

Heilwig fuhr sich über die Stirn. Wann mochte Weihnachten sein? Es war ihr hier in der Einsamkeit und Stille jedes Maß für Zeit und Tage verschwunden.

Dann fuhr sie auf und griff wieder nach ihrem Rübennapf und dem Messer. Denn es hatten sich ihre Gedanken nach Rostod verirrt in das Hasselbachhaus. In ihr blaßes Gesicht kam ein gequälter, angstvoller Ausdruck. Wie jedesmal, wenn sie daran dachte. Ach, und sie wollte nicht daran denken! Jetzt nicht! Denn das machte sie müde und krank. Und sie mußte doch gesund werden — so bald — so bald. Damit sie heimkehren konnte zu den Hasselbachs und ihr Wort einlösen. Damit Elisabeth wieder lachen und Hochzeit machen konnte.

Fortsetzung folgt.

## „Santa Maria“.

Von Walter v. Nummel.

Nach langer Fahrt auf einem winzigen japanischen Segler war ich nach Saipan, der früheren deutschen Hauptinsel der Marianen gekommen. Im größten Orte, im Dorf Garapan, suchte ich Unterkunft. Doch kein freundliches Gasthaus. „Zur Kotosnuk“ oder „Zum fliegenden Hunde“ öffnete mir seine Pforten. Es gibt auf der ganzen Insel, gibt auch auf keinem anderen Marianeneiland einen Gasthof. Man ist darauf angewiesen, sich eine Hütte zu mieten und einen eigenen Hausstand zu gründen. Diese Hütten der Chamorros, der Ureinwohner der Marianen, stehen nach malaiischem Vorbild auf hohen Holzpfählen und sind mit Balmtriboh eingedekt. Alles sehr leicht und luftig. Es gilt daher auf Saipan als ein besonderer Glücksfall, wenn man ein aus der japanischen Zeit noch stehen gebliebenes, nicht von einem Taifun umgerissenes „Steinhaus“ bekommen kann. Mir wurde diese Kunst des Schicksals zuteil. Als ich freilich meiner gezielten und gerühmten neuen Unterkunft Auge im Auge gegenüberstand, war ich ziemlich enttäuscht. Das war nicht viel Besseres als eine winzige, feuchte, dunkle und gänzlich verwahrloste Spelunke. Die ganze Einrichtung ein wadeliges, schmieriges Tischchen. Da ich vorerst nur meinen Handkoffer bei mir hatte, fehlte mir vor allem das für die Tropennacht fast unentbehrliche Moskito-netz. Doch vielleicht konnte da die mir in Aussicht gestellte Bedienung etwas Rat schaffen. Sie war schon einmal Stütze bei einem Deutschen gewesen.

Blödsinnlich höre ich auch Schritte in meinem ersten Zimmer, dem Vorgelass. Ich lebe hinaus. Ein leidlich hübsches und kräftiges zwanzigjähriges Chamorromädchen. Eben ist sie daran, in dem Vorgelass mittels einer Matte ihr eigenes Nachtlager aufzuschlagen. „Guten Tag“, sagt sie kurz, mustert mich mit einem radschen, aber scharfen Seitenblick kritisch von oben bis unten, läßt sich aber sonst durch mich in ihrer Arbeit nicht im geringsten stören. Nachdem ich ihr einige Zeit zugehört, frage ich sie nach ihrem Namen. „Maria de los Santos“ erklärt sie, sich stolz und selbstbewußt aufrichtend. Sie fühlt sich durch ihren Namen entschieden geehrt und geachtet. „Gut, Maria“ — das ihr von den spanischen Mönchen noch des weiteren angehängte „de los Santos“ schenke ich mir — „gut, Maria“, sage ich freundlich und bescheiden. Dabei weise ich auf verchiedene, eben ausgepackte Kimonos, Schlaf- und Leinenanzüge. „Das muß alles bald gewaschen werden!“ Maria ist an den Wäschehaufen herangetreten und betrachtet ihn schweigend. Schwerer Ernst hat sich über ihre Züge gelagert. „Dast du verstanden, Maria?“ Sie hebt den Kopf, Ginter und vorwärtsruht ihr schönes, dunkles Auge auf mir, die schwarzen Brauen ziehen sich unwillig zusammen. „Waschen?“

„Ja, das alles waschen muß es werden, all das muß noch heute aus dem Haus. Dast du verstanden?“ „Schweigend nicht sie und schweigend verläßt sie mich wieder. Als ich nach einer Weile wieder ins Vorgemach trete, sehe ich, daß sich's meine Maria schon urgemütlich gemacht hat, sich bereits ganz zu Hause fühlt. Lang ausgestreckt, die Hände unter dem Kopf verchränkt, das weiße Wäschelein in male-riische Falten drapiert, liegt sie auf ihrer eingebrachten Matte, hat ein paar Bananen und etwas Brotfrucht neben sich, hat sich ferner aus einem Tabakblatt ganz grün noch, eine dreißig Zentimeter lange und daumendicke Zigarre zurechtgedreht, bläst den Rauch gemächlich zur Decke empor, streckt, dehnt sich wohlta und traut sich von Zeit zu Zeit am Kopfe, am Arme oder sonstwo. „Adios, Maria“, sage ich. „Adios“, antwortet sie kurz und dreht mir, getränkt über mein Weaachen, das sie zu erraten scheint, schmolend ihre Breit- und Rückenleite zu. In der Tür mache ich noch einmal kehrt. Ganz sitzig blickt Maria sich um, mustert mich ängstlich. „Sag mal, Maria, gibst' in unerer Bude viele Moskitos des Nachts?“ — „Ja, ja, lehr, lehr viele.“ — „Kannst du mir dann vielleicht etwas Ähnliches wie ein fliegennes verschaffen?“ „Ja? Ja? ... Ich nicht haben ein Netz!“ Gleichzeitig beginnt sie von neuem an ihrer Zigarre zu laugen. „Und gibst' vielleicht auch Ratten und Maulendfüßler hier im Hause?“ „Biele!“ Schon hat sie wieder ihren mächtigen Glimmtengel im Munde. „Maria!“ „Si.“ „Aber eine Kerze kannst du mir dann wenigstens laufen, eine große lange Kerze, verstehst du? Damit wir ein gutes und helles Licht für die ganze Nacht haben!“ Sie nickt brummig. „Ich gebe ihr meinen letzten japanischen Taler und beaube mich auf die Suche nach einem Bett oder einer Matratze. Eine Stunde später habe ich, wenn auch zwar kein Bett, so doch wenigstens ein Bettgestell erobert und lasse es in meine Höhle einschleppen.

Inzwischen ist es dunkle Nacht geworden. Trotzdem ist, als ich mein Steinpalais betrete, keine Maria vorhanden. Statt der Kerze hat sie einen schmierigen Öllocht aufgetrieben, der mein ganzes Schlafkabinett bereits mit Rauch und Stank verpestet hat. Um den Docht herum sitzt auf dem Tisch in gerublicher Sicherheit und Müße eine ganze Versammlung eiaroher Käfer, Katerlaten genannt, naagt und beißt mit bestem Appetit an meiner Seife und meinen anderen Wäscheutensilien herum. Aus einem an der Wand über einem rostigen Eisenbaken hängenden Rock haben sie bereits ein großes Loch herausgefressen. Ebenso sind sie an meiner noch immer in der Ecke liegenden Wäsche eifrig tätig. Dazu huschelt und raschelt es höchst verdächtig in den ver-

schiedenen Mauerlöchern. Emsig surren bereits die Moskito umher. Maria! rufe ich. Keine Antwort. Alles bleibt still. Da flüchte ich denn, kurze verzweifelt in die Nacht hinaus und irre ziellos umher. Ein flackerndes Lichtlein lockt mich in ein Haus, einen Stöckchen, einen Kaufmann, der einem Japaner gehört. Er weiß bereits von meinen Wohnnassnoten. Den stinkenden Docht hat Maria bei ihm gekauft. Er hatte ihr eine Kerze angeboten, die aber Maria als sparlame Stütze ausgeschlagen hatte, da ihr so was zu teuer sei. Mit dem Reste des Talers hatte sie eigene, nämlich fällige Schulden in dem Kaufmann bezahlt. Der Japaner, der Mitleid mit meiner Notlage hat, bietet mir freundlich und höflich Quartier in seinem eigenen Hause an. Dankbar und hocherfreut nehme ich an. Schon stehe ich auch wieder in meinem Steinhaus, vade meine Sabeligkeiten und bin eben im Begriffe, auszuruhen.

In diesem Augenblicke kommt Maria de los Santos von ihrem langausgedehnten Abendbummel zurück. Ich brauche ihr weiter nicht viel zu erklären. Auf den ersten Blick hat sie rasch die strategische Gesamtlage erkannt. Ihre zwei hübschen Brauen ziehen sich wütend in eine zusammen und ihren holden Mädchenlippen entschwebt ein kräftiges, allzu kräftiges, ein ur- und kerndeutsches Schimpfwort, schier mittelalterlich in seiner gelunden Derschheit anmutend, aber doch nie schön im Munde einer Santa Maria. Und noch einmal, jetzt bedeutend kräftiger fliehet mir das schlimme Wort an den Kopf. Maria hat es wohl in ihrer früheren Stellung als Stütze eines deutschen Junggelellenshaushaltes recht oft in die Ohren geschmettert bekommen. Santa Maria!

Und noch ein Wort erlaube ich, als ich vor dem Grimm des erzürnten Mädchens fliehend, bereits Türe und Schwelle hinter mir habe. Und dieses Wort, das, wenn es auch nicht sehr schmeichelhaft war, doch den Vorzug hat, grundständig zu sein, kann ich hier mit gutem Gewissen wiederholen. „Schafstopf“ lautete der hübschen Maria letzter, noch immer grollender Abschiedsruh.

Aber ich war kein so großer Schafstopf, daß ich die verlotterte Spelunke gegen des japanischen Kaufmanns Joda Haus vertauschte. Es war, wie alle japanischen Häuser, sauber. War auch luftig und geräumig. Zu meinen Füßen rauschte das Meer. Rinasum Palmen und Palmen. Unter einer von ihnen lag, grau und verwitert, in seiner dunklen Alterspatina ein Idoll für ein Malerauge, mein so rasch und treulos verlassenes „Steinhaus“ . . .

## Freifarte.

Von Eugen Heitai.

1.

„Bernhard“, sprach eines Mittags Frau Vospischil zu ihrem Gemahl. „es hat sich etwas Großes zugetragen.“

„Nun?“

„Ich habe eine Freifarte zur heutigen Vorstellung ins Orpheum bekommen. Eine Loge.“

„Bist du verrückt geworden?“

„Nein.“

„Wie bist du dazu gekommen?“

„Ich habe sie vom Fräulein Verchenklang, von der gefeierten Primadonna, erhalten.“

„Ich frage dich noch einmal, ob du verrückt geworden bist? Woher kennst du Fräulein Verchenklang?“

„Wir beide haben ein und dieselbe Modistin, und beide wollten wir denselben Hut haben. Zum Schluß habe ich ihn ihr überlassen, worauf sie mir zum Dank eine Loge geschickt hat.“

„Und du hast sie angenommen?“

„Weshalb nicht? Warum sollen nicht auch wir einmal gratis ins Theater gehen?“

2.

Nachdem das Orpheum ziemlich weit ist, werden wir ausnahmsweise ein Auto nehmen“, sprach Frau Vospischil gegen sieben Uhr abends.

„Aber, Kind“

„Das Billett ist ohnehin umsonst, wir können uns also diesen kleinen Luxus erlauben . . .“

3.

„Dreißigtausend Kronen“, sagte die Theaterkassierin mit zuvorkommendem Lächeln, als Herr Vospischil mit der Anweisung zur Kasse trat.

„Dreißigtausend Kronen sind zu zahlen.“

„Bitte?“

„Über bitte, das ist doch eine Freifarte . . .“

„Ich weiß, Sie bezahlen ja auch nicht das Billett, sondern bloß einen sogenannten Regiebeitrag . . .“

4.

„Welch einen prächtigen Blumenkorb Fräulein Verchenklang bekommen hat!“ rief begeistert Herr Vospischil nach dem ersten Gange des Vorhanges.

„Ja“, entgegnete Frau Vospischil, „und weißt du, von wem sie ihn bekommen hat?“

„Woher sollte ich das wissen?“

„Von dir!“

„Von mir?“

„Nun selbstverständlich. Traudl wie mußten wir uns doch für ihre Zuorkommenheit erkenntlich zeigen. Sie soll leben, daß sie es mit vornehmen Leuten zu tun hat, die auf eine lumpige Freifarte nicht angewiesen sind . . .“

5.

„Der Teufel hole die Eisenhöl!“ schimpfte Herr

Vospischil nach der Vorstellung, da sie schon keinen Wagen mehr erhielten. „Wie kommen wir jetzt nach Hause?“

„Beruhige dich, ich habe schon dafür gesorgt. Ich habe das Auto hier behalten. Es wartet.“

„Aber hörst du!“

„Ich bitte dich, das Billett hat doch ohnehin nichts gekostet. Gerade heute sollen wir zu Fuß nach Hause gehen?“

6.

„Ich will dir nur sagen, daß wir zu Hause kein Abendessen haben“, hauchte Frau Vospischil, nachdem sie im Wagen Platz genommen hatte.

„Mit einem Wort, wir müssen ins Gasthaus gehen?“

„Ja, aber nur in irgendein besseres Restaurant, denn nach 11 Uhr nachts kann man nur mehr in einem solchen noch etwas Genießbares bekommen. . . .“

7.

„Sei morgen mittag pünktlich zu Hause!“ zwitscherte Frau Vospischil beim Schlafengehen.

„Weshalb denn?“

„Weil wir zu Mittag Gäste haben werden.“

„Gäste? Bist du verrückt geworden?“

„Nein. Ich habe Fräulein Verchenklang und den Direktor eingeladen. Ich muß mich doch für die Freifarte irgendwie revanchieren . . .“

Damit drehte sie sich auf die andere Seite, und schon im Halbschlummer murmelte sie:

„Ich habe auch Champagner bestellt. Sie sollen leben, daß . . .“

8.

Herr Vospischil aber begann zu rechnen:

Auto	160 000 K
Regiebeitrag	30 000 ..
Blumenkorb	80 000 ..
Souper	70 000 ..
Diner mit Champagner	190 000 ..
zusammen	530 000 K
Eine Loge unter normalen Umständen	120 000 ..
Auf die Freifarte darauf gezahlt	410 000 K

„Noch gut, daß sie wenigstens nicht den Hut gekauft hat!“ hammelte er, ebenfalls schon im Halbschlummer. Damit schlief er ein.

9.

Am nächsten Morgen weckte ihn seine Frau.

„Bernhard!“

„Nun?“

„Gib mir rasch 500 000 Kronen!“

„Wozu?“

„Fräulein Verchenklang ist vom Blumenkorb derart gerührt gewesen, daß sie auf den Hut verzichtet hat. So eben schickt ihn die Modistin.“

(Deutsch von Maurus Mezei.)

## Schöpfungsgeschichte.

Von Siegfried von Beclard.

Das kleine Lesebuch, aus dem die sechs-jährige Tochter ihrem Vater jeden Morgen ein Stückchen vorliest, enthält im Anhang allerlei gute und nützliche Sprüche. Um den Unterricht etwas zu beleben, nimmt der Vater, der als Lehrer ziemlich hilflos ist, hier und da einen kleinen Spruch vor, erklärt ihn und läßt ihn von der Tochter auswendig lernen.

Als ersten Spruch wählte er da ihm dieser für den Anfang besonders passend erschien, folgenden Satz:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. (1. Mos. 1.1)“

Der Vater erklärt, so gut er es kann, der kleinen Tochter wie das augina; wie alles zuerst ein unförmiger Brei gewesen sei, aus dem der liebe Gott nach und nach Himmel und Erde, Wasser, Bäume, Tiere und endlich den Menschen erschaffen habe.

Nabel hört aufmerksam zu, erkundigt sich sachlich nach den Blumen und Gräsern, die der Vater natürlich verfaßt hat, verlangt Einzelheiten zu erfahren, a. B. warum die Vögel fliegen und die Regenwürmer nur kriechen können, findet aber sonst alles bis auf die Rauven und Schmetterlinge, die zuerst kriechen und dann fliegen müssen, ziemlich in der Ordnung.

Der Vater atmet erleichtert auf. Er hat dem lieben Gott keine Blöße gegeben und dadurch seine eigene Autorität nicht gelitten. Es ist ihm fast, als hätte er eben selbst die Welt geschaffen. — und siehe da, es war alles sehr gut.

Am nächsten Tag soll Nabel ihren ersten Spruch von der Schöpfung vorlesen. Und sie sagt:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und ein Moos.“

„Ein Moos?“

„Ein Moos!“ Und strahlend, mit überlegener Gebärde zeigt Nabel auf die Stelle im Lesebuch: 1. Mos. 1.1.

„Wah, das Moos hattest du vergessen!“

Der Vater versucht verächtlich seine erstickte Autorität zu retten. Er beruft sich feierlich auf Moses und alle Propheten, — aber Nabel beißt dabei:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und ein Moos.“

## Welt und Wissen

**Neues von der Atlantis.** Man schreibt uns: Die Frage nach der Herkunft der frühesten Bewohner Europas wird wieder einmal mit dem „Problem der Atlantis“ in Verbindung gebracht, jenes längst versunkenen Erdteils zwischen Afrika und Amerika. Diesmal ist es ein Engländer, Lewis Spence, der die Frage neu aufrollt. Die Erzählung Platons auf Grund der alten ägyptischen Überlieferung ist bekannt; auch das Eindringen sehr früher Kulturvölker ins Mittelmeer durch die Säulen des Herkules. Auch die Geologie, Ozeanographie, Archäologie, Anthropologie fordern das einstige Bestehen einer großen Landmasse in der Mitte des heutigen Atlantischen Meeres. Spence will nun, entsprechend teilweisen Untergangskatastrophen dieser Atlantis, drei Einwanderungen flüchtig gewordener Atlantiden feststellen: vor rund 25 000 Jahren die Menichen vom Aurignac oder Cro-Magnon; vor 16 600 Jahren die Magdaloniens, vor 1000 Jahren die Ailians; bald darauf dürfte die Atlantis endgültig verschwunden sein. Die Einwanderung der beiden ersten Gruppen, vielleicht auch noch der dritten, geschah zu Lande. Nach Traditionen der Maya und Ditschua sind auch deren Vorfahren von der Atlantis eingewandert. Die merkwürdige Ähnlichkeit ägyptischer und peruanischer Megalithbauten läßt sich nur so deuten und nicht etwa durch eine Verbindung über den Pazifik hinweg. Wie stand es nun mit der Kulturböhe der Atlantis? Spence will die letzte Entwicklung etwa mit der Höhe der zentroamerikanischen Kultur zur Zeit der Conquista in Vergleich setzen. Das würden jene Megalithbauten erklären. Oder stammten etwa auch die Menichen von Aurignac von kultivierten Vorfahren und hatten nur durch Erdkatastrophen (Untergang der Atlantis, Eiszeit) das Erbe verloren? Niemand wird es je erfahren; die Atlantis liegt unter dem Meere verborgen. 500 Meilen nördlich der Äoren in 1700 Faden Tiefe finden sich versunkene vulkanische Gesteine — das Denkmal eines Weltunterganges!

**Insekten als Handwerker.** Der Menschengestirft ist zwar so stolz auf die technischen Leistungen, die er vollbracht hat, aber auch auf diesem Gebiet kann er von den Tieren Bescheidenheit lernen, und gerade die kleinsten, die Insekten, sind häufig die geschicktesten. In einem Aufsatz von „Reclams Universal“, der sich mit Handwerksleistungen der Insekten beschäftigt, wird daher geradezu von einer „Kulturgeschichte der Tiere“ gesprochen, in der das Handwerk eine gewaltige Rolle spielt. Ganz erstaunliche Leistungen findet man z. B. bei den Mauerbienen oder Mauerweibchen. An den Wänden von Lehmhäusern findet man kleine, nach unten gebogene Hörner. Sie bilden den Eingang zu einer von den Insekten gebauten Bruthöhle und zeigen technisch vollendete Einrichtungen. Der nach unten hängende Teil des Horns ist nämlich gitterartig durchbrochen. Wäre die Rohrenwand ohne diese Durchbrechung hergestellt, so würde die Gefahr bestehen, daß der herabhängende Teil wegen allzu großer Schwere das Abbrechen des ganzen Hornstollens verurlichte. Das verhindert der kleine Baumeister durch sinnreiche Gittervorrichtung. Die Bienen und Hummeln sind als Bautier auch durch ihre Wachsellen bemerkenswert. Die Wespen fertigen für ihre Brut richtige „Papier“-Häuser. Unter den Bienen gibt es eine, die Tapessier-Biene, die ihren Larven eine Erdböhle herrichtet. Da aber die allgegenwärtigen Schimmelpilze sich gerade in solchen feuchten Grüften mit Vorliebe ansiedeln, so muß die Biene nach einem Schutz gegen diesen araffen Feind ihrer Nachkommen suchen. Sie löst diese Aufgabe in einer geradezu erstaunlichen Weise, indem sie nämlich die Gerbsäure verwendet, die die Schimmelpilze am Fortkommen hindert. Das Tierchen säet zu diesem Zweck Blattstückchen aus gerbsäurehaltigen Rosenblättern heraus, mit denen sie dann die Erdböhlen austapeziert. Einige Wespenarten wieder haben das Plaster gelernt und rammen die Erde über dem Brutnest mit einem Steinchen fest, das sie zwischen die Riefer nehmen.

## Frauen-Zeitung

**Ist die Frau glücklicher als der Mann?** „Wenn ich doch ein Mann wäre!“ Diesen Wunsch hört man oft von schönen Frauenlippen. Aber wenn man diese Unzufriedenen beim Wort nehmen könnte, so würden sie es sich doch wohl noch recht reichlich überlegen, ob sie alle Vorzüge und Rechte ihres Geschlechts gegen das des Mannes eintauschen wollten. Eine englische Aristokratin Lady Kitty Vincent glaubt im Namen vieler Schwestern zu sprechen, wenn sie behauptet, daß die Frau besser daran sei als der Mann. „Ich würde mir niemals wünschen, ein Mann zu sein“, schreibt sie. „Ich bin glücklich als Frau und will Frau bleiben, auch wenn ich bei der Seelenwanderung noch so oft auf die Erde zurückkehren sollte. Die Frauen sind die verzögerten Lieblinge des Universums. Sie können heutzutage alles tun, was sie wollen, und doch werden sie, wenn sie klug sind, nicht auf die Rechte verzichten, die ihnen ihr Geschlecht einräumt. Freilich, wenn die Frau sich in ein halb-männliches Wesen verwandelt, dann verliert sie alle ihre Reize und muß es sich gefallen lassen, wenn sie der Mann als seinesgleichen behandelt, obgleich sie ihm doch nie und nimmer ähnlich werden kann.“

Die glückliche Frau bewahrt immer den Reiz und das Geheimnis ihrer Weiblichkeit. Man nehme z. B. eine unserer bekanntesten weiblichen Forschungsreisenden. Sie ist durch die ganze Welt gereist, hat kühne Abenteuer bestanden wie nur irgend ein Mann, besitzt Klugheit und Kühnheit, um es mit jedem sog. Herrn der Schöpfung aufzunehmen und doch ist sie die Weiblichkeit selbst, hat noch nicht einen Augenblick die Macht aufgegeben, die die Natur den Frauen verlieh. Wie dumm wäre es, wenn wir Frauen ein Los aufgeben wollten, in dem wir die Umworbenen, die Geseierten und Beschützten sind. Wie langweilig ein Dasein, in dem man nicht von den bewundernden Augen der Männerwelt verfolgt wird, in dem man nicht die Herzen der Männer nach Belieben regieren und sie zu unseren Untertanen machen könnte! Wie traurig, wenn wir auf all unsere schönen Toiletten verzichten müßten, wenn wir den ganzen Tag dasselbe Aussehen behielten. So aber können wir uns durch etwas Fieber, durch etwas Schminke stets Abwechslung verschaffen, erscheinen immer in neuen Gestalten und unter neuen Formen. Wie peinlich und unangenehm wäre es mir, wenn ich den Hof machen und ein Mädchen um ihr Jawort bitten müßte, wenn ich in der Gefahr wäre, mir einen Korb zu holen, während ich so stets Herrin der Situation bin. Was können die Männer, was wir nicht können? Wir können reiten und Sport treiben, fliegen, rauchen, sitzen, und doch ist man stets nachsichtig gegen uns, weil wir Frauen sind. Wer wollte da ein Mann sein?“

**Das furchtlose Baby.** Amerikanische Kinderpsychologen, die sich jetzt in eingehenden Untersuchungen mit der kindlichen Angst beschäftigt haben, wollen zu dem überraschenden Ergebnis gekommen sein, daß das durchschnittlich gesunde Kind ohne jedes Gefühl der Furcht geboren wird, mit einziger Ausnahme der Furcht vor Geräuschen. Der New Yorker Kinderpsychologe Dr. Cunningham beschreibt einen Fall, bei dem ein Kind, das nur auf dem Lande gelebt hatte, nach der Großstadt gebracht wurde und die erste Nacht in einem Zimmer verbrachte, in dem man die Lichter von den Straßen sah und die Autohupen hörte. Dieses Kind, das bis dahin noch nicht die geringste Spur von Angst gezeigt hatte, wurde dadurch so erschreckt, daß es von nun an beim Schlafengehen Furcht zeigte. Man will gefunden haben, daß Kinder im Alter von einigen Monaten bis zu zwei Jahren furchtlos mit Sängern spielen. In 90 Prozent aller Fälle wird dem Baby die Angst erst durch die Eltern oder das Kindermädchen eingebläht. Auch die Furcht vor Pelztieren, die man bei Kindern ziemlich allgemein beobachtet, geht nach Cunningham auf Einbrüche zurück, die mit dem Tier nichts zu tun haben. Er beobachtete, daß ein zweijähriges Baby sich vor einem Kaninchen fürchtete, weil einmal beim Anblick eines Kaninchens eine eiserne Stange heruntergefallen war, die das Kind erschreckt hatte. Gab man dem Kind, wenn es ein Kaninchen erblickte, zugleich ein Stückchen Zucker, so zeigte es vor dem Tier nicht die geringste Furcht.

## Hygiene u. Heilkunde

**Die Lebensverlängerung durch Krebsoperation.** In einem Bericht über den Brustkrebs, der loben vom englischen Gesundheitsministerium ausgegeben wird, stellt der leitende Arzt Sir George Newman fest, daß die moderne chirurgische Behandlung des Krebses, wenn sie auch keine vollständige Heilung bringen konnte, doch eine wesentliche Verbesserung erfahren hat. Das Verhältnis derjenigen, die eine frühe Behandlung erfahren, durch die alte Heilmethoden eröffnet werden, ist in allen Ländern noch viel zu klein, weil in Folge von Unwissenheit die Operation ausgeschoben wird. Die Erblichkeit spielt beim Krebs eine verhältnismäßig kleine Rolle; von 5793 unterrichteten Krebsfällen war nur in 12,3 Prozent eine Erblichkeit nachzuweisen. In dem Bericht ist eine Zusammenstellung von über 25 000 Fällen, die in der Literatur behandelt sind, gemacht; aus den Beobachtungen ergeben sich dabei folgende Schlüsse: Wenn der Brustkrebs sich in seinem natürlichen Verlauf entwickelt, so ist mit einer Lebensdauer von 3½ Jahren nach dem Auftreten zu rechnen. Eine Operation verlängert das Leben im Durchschnitt um 2 bis 3 Jahre. Bei früher Operation wird das Leben um 10 Jahre und noch mehr verlängert. Von 8921 Patienten, die einer vollständigen Operation unterworfen wurden, waren 3867 drei Jahre später noch am Leben.

**Ein neues Tuberkulose-Heilmittel,** das Tuberiadin, hat Dr. Hagen bei Lungenkranke in den verschiedensten Stadien ausprobiert und selbst in schwierigen, weit fortgeschrittenen Fällen ganz überraschende Resultate erzielt. Bei leichteren Fällen angewendet, führte das Mittel jedesmal eine vollständige Heilung herbei. Das Heilmittel wird aus einer brasilianischen Pflanze gewonnen. Es ist seit vielen Jahrhunderten bei den Angehörigen eines ostbrasilianischen Indianerstammes im Gebrauch, und zwar mit dem Erfolg, daß, nach der Mitteilung von Reisenden, seit undenklichen Zeiten dieser Stamm völlig von der Tuberkulose verschont blieb. Als ein Geheimnis der Priesterkaste dieses Volkes, welches bekanntlich vor der Entdeckung Amerikas eine ungebaut hohe Kulturstufe einnahm, hat es sich von Generation zu Generation weiter vererbt. Unter großen Schwierigkeiten nur gelang es dem Entdecker dieses Heilmittels, in das Geheimnis der Infus einzudringen.